

Christoph
Markschies

Akademie und Universität

oder Von der wechselseitigen Verwiesenheit zweier ungleicher Geschwister

Wer zu den Spezialisten gehört, die sich auf den Weg durch ziemlich ausdruckslose Athener Vorstadtstraßen machen, um die bescheidenen Überreste der Akademie Platons zu sehen, wird wissen, dass die Frage nach dem Verhältnis von Akademie und Universität zu den vielen spezifisch *neuzeitlichen* Problemen gehört. In der Antike hätte sich diese Frage niemand gestellt. Und zwar nicht etwa deswegen, weil es in der Antike noch gar keine Universitäten im heutigen Sinne gab und diese Form der Bildungseinrichtung erst eine mittelalterliche Erfindung ist (in Wahrheit kann man verschiedene antike Institutionen durchaus als Vorläufer der mittelalterlichen Universitäten bezeichnen). Nein, wer es in den etwas heruntergekommenen Athener Vorstadtpark geschafft hat, in dem ein paar bröselige Fundamente an die große platonische Akademie erinnern, weiß vermutlich auch, dass diese Akademie über lange Perioden hinweg sozusagen *die* antike Exzellenzuniversität darstellte – eine Stiftungsuniversität, um genau zu sein, deren jeweiliger wissenschaftlicher Vorstand (der Scholarch) zugleich auch der wirtschaftliche Vorstand der Stiftung war und deren Kontinuität ungeachtet aller inhaltlichen Brüche garantierte. Wie in der mittelalterlichen Universität fungierten fortgeschrittene Studenten zugleich als Lehrende, und das weit gefasste Lehrprogramm (darunter Astronomie, Mathematik, Sprachwissenschaft, Theologie, Verfassungstheorie und diverse Spezialdisziplinen der Philosophie wie Erkenntnistheorie, Ethik, Metaphysik oder Wissenschaftstheorie) kann man durchaus unter der Überschrift *Universitas litterarum* behandeln, weil eine stark auf Mathematik als einer Universalwissenschaft hin orientierte Gesamtheit von Wissenschaften mindestens im Blick war. In Hinblick auf die Akademie Platons stellte sich die Frage nach dem Verhältnis von Akademie und Universität also nicht; die Akademie war eine Art Universität, war *die Exzellenzuniversität*.

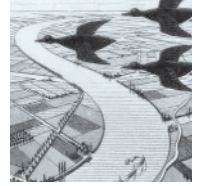
Gab es in der Antike aber eine Art übergeordnete Institution, der Mitglieder verschiedener Bildungseinrichtungen angehörten, so wie heute in aller Regel Mitglieder diverser Universitäten und außeruniversitärer Forschungseinrichtungen einer Akademie angehören – in Heidelberg beispielsweise Professorinnen und Professoren nicht nur aus Heidelberg, sondern auch aus Freiburg, Konstanz, Mannheim, Stuttgart, Tübingen und Ulm? Natürlich gab es auch in der Antike schon neben Platons Akademie andere, einigermaßen vergleichbare Bildungseinrichtungen – der Theologe denkt beispielsweise an die erste christliche Privatuniversität in der palästinischen Hafenstadt Caesarea, die der erste christliche Universalgelehrte Origenes im dritten Jahrhundert inaugurierte; seine Werke werden an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften herausgegeben. Und das Museion in Alexandria versuchte durchaus, die besten Köpfe aus Athen und anderswo (aber offenbar nicht aus Caesarea) in einer Institution zu vereinen; ein kluger Kopf hat es daher das ›Institute for Advanced Study‹ bzw. das ›Collège de France der Antike‹ genannt. Aber die Gelehrten blieben natürlich nicht gleichzeitig Mitglieder beispielsweise einer philosophischen Spezialschule in Ephesus, wenn sie am Museion Philosophie unterrichteten, sondern wechselten endgültig an die alexandrinische Einrichtung. Es bleibt also dabei: Die Frage nach dem Verhältnis von Akademie und Universität gehört zu den vielen spezifisch *neuzeitlichen* Problemen – unter anderem deswegen, weil bei knapp zehn Prozent lesefähiger Reichsbevölkerung in der Antike keine zentrale »Denkerbude« (um eine Polemik des Aristophanes gegen Sokrates und die Seinen zu bemühen) für besonders Begabte, besonders schwierige denkerische Probleme und besonders langwierige Editionsprojekte eingerichtet werden musste. Die Antike konnte es sich noch leisten, Akademie und Universität in einer einzigen Institution beisammenzuhalten.



In der Neuzeit wurde das unter den Bedingungen einer zunehmend demokratisierten Bildung, von schließlich massenhaften Zahlen und unübersehbarer Ausdifferenzierung zunehmend unmöglich, und damit, im Zuge der institutionellen Ausdifferenzierung von Akademien und Universitäten, stellt sich das Problem des Verhältnisses von Universität und Akademie. Mit dem nämlichen Stichwort – »Denkerbude« für besonders Begabte und besonders komplexe Probleme – sind wir auch schon bei einem *ersten Kardinalproblem* des Verhältnisses von Universität und Akademie in der Neuzeit. Wenn eine Akademie nach dieser Maxime beruft, ärgert sich jeder und jede an einer Universität, der oder die nicht zum erlauchten Kreis dazugehört. Seit Jahrhunderten. Ein besonders schönes Beispiel dieses Ärgers: In der Personalakte eines berühmten Professors einer nicht minder berühmten Universität (ich anonymisiere so weit als möglich) findet sich der höchst amüsante Schriftwechsel nach der Ernennung des nämlichen Kollegen zum Mitglied einer berühmten Akademie im Jahre 1996. Er beginnt nicht etwa mit der Gratulation der Universität. Da bittet vielmehr zunächst der Dekan die Rechtsstelle zu klären, ob *erstens* der Professor auf dem Wege von der Universität zur Akademie als Universitätsbeamter versichert sei, ob *zweitens* die Arbeit in der Akademie im dienstlichen Interesse der Universität läge oder eine genehmigungspflichtige Nebentätigkeit sei und *drittens* wegen rechtlicher Bedenken zunächst eine grundsätzliche Klärung herbeigeführt werden müsse. Erst nach vielen Blättern Akten erreicht man den erlösenden Klebezettel des Universitätspräsidenten, etwa des Inhaltes: »Leute, wir machen uns lächerlich! Gratuliert dem Kollegen zur Wahl und gut ist«. Das Verhältnis zwischen Akademie und Universität ist in aller Regel durch den Neid von Kollegen auf andere Kollegen, den natürlich eigentlich niemand haben darf und folglich auch niemand hat, belastet – »Warum ist dieser Volltrottel zugewählt worden und nicht ich?«. Das Problem verschärft sich, wenn eine Akademie ihre Zuwahlen nicht oder jedenfalls nicht nur nach der Maxime »Denkerbude« für besonders Begabte und besonders komplexe Probleme« vornimmt. Ich erinnere mich (und auch da muss ich nun wieder so weit als möglich anonymisieren), dass ich als Doktorand hörte, wie ein sehr geschätzter Lehrer sagte, man wähle in die Landesakademie des Bundeslandes aus der eigenen Universitätsstadt nur Kollegen zu, mit denen man auch gern gemeinsam an den Sitzort der Akademie im Auto oder Zug fahre. Ich fand

den Scherz – als solcher war der Satz wohl gemeint – schon damals mäßig geistreich, denn da sollte Souveränität dokumentiert werden und wurde doch nur eine problematische Praxis von Akademien wie Universitäten karikiert. Wahrscheinlich muss man sich klarmachen, dass die gerechteste und komplizierteste Zuwahlpraxis einer Akademie, die Begutachtung mit anonymisierten Peer-Review-Verfahren und was auch immer, das Problem nicht aus der Welt schaffen wird. Aber: Hier schreibt ein Zugewählter. Er hat es leicht, über den Ärger der anderen zu philosophieren. Vielleicht sollten Akademien also nicht nur lange Verzeichnisse mit stolzen Listen der in Hunderten von Jahren Zugewählten herausgeben, sondern jeweils aktualisierte Listen der prominenten *Nichtzugewählten* und der meist sehr schlichten Gründe. Hegel ist an der Preußischen Akademie der Wissenschaften kein Einzelfall, und Neid gibt es, wie das Beispiel Schleiermachers lehrt, der Hegels Zuwahl maßgeblich mit verhinderte, nicht nur bei Universitätsprofessoren auf Akademiemitglieder, sondern genauso gut umgekehrt bei Akademiemitgliedern auf Universitätsprofessoren.

Ich bleibe bei meinem Stichwort »Denkerbude«, wenn ich ein *zweites Kardinalproblem* des Verhältnisses von Akademie und Universität in der Gegenwart anspreche. Um es präzise zu beschreiben, müssen wir kurz noch einmal auf das erste Kardinalproblem zurückkommen. Dieses Problem resultiert nicht zuletzt aus der traditionellen Modellierung des Verhältnisses beider Einrichtungen im Sinne einer Über- und Unterordnung, polemisch zugespitzt: Es resultiert aus der Tatsache, dass manche Zeitgenossen Akademien als Denkerbuden der Hochbegabten und Universitäten als Farm zur Massentierhaltung ansehen und Letztere auch so alimentieren. Hier hilft ein Stück (aber eben auch nur ein Stück) die Überführung der hierarchischen Ordnung in eine Funktionsdifferenzierung: Akademien haben andere Aufgaben als Universitäten. In einer bis heute anregenden Weise hat das Schleiermacher in einem zweiten Abschnitt seiner großen Schrift »Gelegentliche Gedanken über Universitäten im deutschen Sinn« von 1808 vorgeführt, deren maßgeblich gestaltender Einfluss auf das Berliner Reformprojekt von 1809/10 meist sträflich unterschätzt wird, weil wir uns spätestens im Gefolge des Jubiläums von 1910 angewöhnt haben, von der Humboldtschen Universität zu reden. Natürlich schreibt auch Schleiermacher, dass in einer Akademie eigentlich »die Meister der Wissenschaft«



vereinigt sein sollten und daher alle »darnach streben« sollen, »dieser Vereinigung anzugehören« (KGA VI, S. 32). Aber dann versucht er eine solche Funktionsdifferenzierung in dem Sinne, dass Akademien sich mit den einzelnen, noch nicht entdeckten, nicht enzyklopädisch Gebändigten befassen, vorzüglich in der Gattung des Aufsatzes, Universitäten dagegen mit dem großen Ganzen in enzyklopädischer Form, vorzüglich in der Gattung des Lehrbuchs. Man kann ja darüber streiten, ob diese Funktionsdifferenzierung 1809/10 sinnvoll war, man sollte darüber streiten, ob sie 2009/10 sinnvoll ist – schließlich weist Schleiermacher, wieder polemisch zugespitzt, der Akademie das Leichenbegräbnis erster Klasse in Form der Akademieabhandlungen klassischer Gestalt zu, der Universität das Massengrab des für kurze Zeit weit verbreiteten und dann total vergessenen Lehrbuchs. Das akzeptiere, wer will. Nicht streiten aber sollte man darüber, dass die Funktionsdifferenzierung zwischen Akademie und Universität sich in den letzten Jahren begonnen hat zu verflüchtigen, mindestens sich abzuschleifen beginnt. Da eröffnen durch den Exzellenzwettbewerb des Bundes und der Länder die meisten Exzellenzuniversitäten kleine Institutes for Advanced Studies und berufen die »Meister der Wissenschaft« der jeweiligen Universitäten an diese paradiesischen Orte, damit sie endlich einmal Zeit haben, sich in interdisziplinären Runden auszutauschen. Wie verhält sich eigentlich genau das junge »Freiburg Institute for Advanced Study« (FRIAS) zur traditionsreichen Heidelberger Akademie der Wissenschaften? Weiter: Die kategorialen Abstände zwischen dem Langfristvorhabenprogramm der DFG und dem Akademienprogramm schrumpfen. Inzwischen dürfen sich auch Universitätsprofessoren, die keiner Akademie angehören, auf das Akademienprogramm bewerben, und der Grad der Öffnung des Programms für die Universitäten wird von manchen als Indikator für die wissenschaftliche Güte genommen. Bleibt im Grunde nur noch die zeitliche Differenz: Akademienvorhaben dürfen noch ein wenig länger dauern. Aber die Anträge in beiden Verfahren sind fast schon gleich lang. Wenn nun noch all' die kuriosen Versuche einer betriebswirtschaftlich gesteuerten (um der Wahrheit die Ehre zu geben: oft pseudo-betriebswirtschaftlich gestümperten) Optimierung in den Akademien Platz greifen – ja, dann wird man irgendwann Mühe haben, Akademien und Universitäten überhaupt noch zu unterscheiden.

Die Conclusio dieses Beitrages ergibt sich quasi zwangsläufig aus seiner Argumentation: Das Verhältnis zwischen Akademien und Universitäten sollte weiter und eher noch deutlicher als bisher im Sinne einer Funktionsdifferenzierung bestimmt werden. Ich versuche sie zum Schluss in aller Kürze und Vorläufigkeit, zunächst durchaus im Anschluss an Schleiermacher. Eine Wissensgesellschaft braucht nicht nur zügig verfasste, enzyklopädisch angelegte Übersichten zu allen Wissensgebieten, sondern auf Spezialgebiete bezogene Tiefbohrungen mit langem Atem, eben die Langzeitvorhaben der Akademien, die man sich schlecht an Universitäten vorstellen kann. Aber, wie die jüngste Reform des Akademienprogramms zeigt, gut mit Universitätsprofessoren auch außerhalb der Akademien. Weiter: Eine Wissenschaft braucht Orte, wo das wissenschaftliche Gespräch zwischen den Disziplinen nicht von der Konkurrenz um Hilfskraftgelder überlagert wie überschattet und nicht von den Absonderlichkeiten universitärer Gremien belastet wird. Wo dafür talentierte Geister im wahrsten Sinne des Wortes zu solchem Tun Kredit bekommen. Ich denke näher an die herrlich langen Diskussionen nach Klassenvorträgen und die großen Debatten beispielsweise der Berlin-Brandenburgischen Akademie über Kausalität, Modelle und Risiko. Schließlich: Eine Bildungslandschaft braucht eine kritische Arbeitsakademie, die mit lautem Krachen Selbstverständlichkeiten zusammenreißt, unbequeme Wahrheiten ohne Rücksicht auf Wahlchancen und Finanzierungsmöglichkeiten adressiert und noch einmal 50 Bände Leibniz ediert, einfach deswegen, weil da so wunderbar Kluges drinsteht. Kurz: Wenn die Funktionsdifferenzierung stimmt, brauchen Universitäten Akademien und Akademien Universitäten. Und wenn sie nicht mehr stimmt, braucht vielleicht die Gesellschaft beide Einrichtungen nicht mehr. Aber das wollen wir natürlich nicht hoffen, just the opposite.